

# Der Lotse

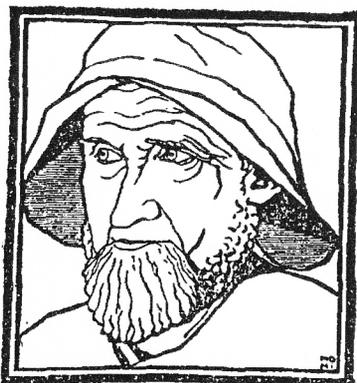
Hamburgische Wochenschrift  
für Deutsche Kultur



II. Jahrgang, I. Band

Oktober 1901 bis März 1902

Redaktion: Carl Mönckeberg und Dr. S. Heckscher  
Verlag: Alfred Janssen, Hamburg



# DER LOTSE

Hamburgische Wochenschrift für  
deutsche Kultur • Redigiert von

Carl Mönckeberg und Dr. S. Secksher  
Kunst und Wissenschaft      Volkswirtschaft und Politik

II. Jahrgang    14. Dezember 1901.

Heft II

---

Der Nachdruck ganzer Beiträge ist verboten, genaue Quellenangabe  
bei jeder Entlehnung erforderlich

---

## Zur Abwehr

Herr Professor A. Michaelis von der Straßburger Universität hat (im „Lotos“, II, 8) gelegentlich einer kritischen Erörterung des Falles Spahn einen Angriff gegen den, allerdings nicht ausdrücklich genannten, aber doch deutlich bezeichneten Ministerialdirektor Althoff und sein Regime gerichtet, den ohne Widerspruch zu lassen ich mich nicht entschließen kann.

„Es ist außerhalb der akademischen Kreise nur wenig bekannt, welche grundstürzenden Veränderungen seit neunzehn Jahren in der Verwaltung der preussischen Universitäten vorgegangen sind. Das alte Vorschlagsrecht der Fakultäten ist völlig illusorisch geworden, ihre hergebrachte Selbstbestimmung gänzlich vernichtet; an Stelle der Fakultäten, als der sachkundigen Berater und Antragsteller, sind die zum Teil der Wissenschaft ganz fernstehenden Juristen am grünen Tisch getreten, die fast unumschränkt das Geschick der preussischen Universitäten und damit eines großen Teiles der deutschen Wissenschaft lenken. Mögen auch manche Körperschaften es für zweckmäßig erachten, den Träger dieses neuen Kurses mit Ehren zu überschütten: an welche deutsche Universität man auch kommt, da hallt es wider von Empörung über dies früher unerhörte Regiment, dessen Schilderung einst das schwärzeste Blatt in der Geschichte der preussischen Universitäten füllen wird. Überall treten einem Beispiele in Fülle entgegen von den dabei beliebten Mitteln: Grobheiten, Einschüchterungen, Drohungen, Reverse, die die Freiheit des Berufenen einschränken oder seine Interessen schädigen, Strafprofessuren usw. Von einem gegenseitigen Vertrauen zwischen den Universitäten und der Unterrichtsverwaltung ist kaum mehr die Rede, bureaukratische Gewalt ist an die Stelle der einst freien und blühenden akademischen Selbstbestimmung getreten.“

Ist diese Schilderung zutreffend, sind diese angeblichen Thatsachen wahr? Ich empfinde die Pflicht, darauf zu antworten, nicht nur als

## Stefan George\*

Wenn wir von Stefan George handelnd einiges über jene Mächte sagen, die in allem aus der Tiefe schöpfenden Wandel wirksam sind, so geschieht es, weil wir nur so einem rechnenden Zeitalter intuitive Art zu nähern glauben. Auch bereitwilligste Anerkennung sprachlicher Schönheiten oder sogenannter Gefühlstiefe würde einen George mißverstehen, so lange sie nicht voll erfuhr den immergleichen Seelengrund, der hier blasse und glimmende Wellen an die Küste des Bewußtseins treibt.

Daß George nach etwa fünfzig Jahren sangloser Roheit für die Deutschen den Vers wiederfand, erschiene denjenigen gering, welche im dichterischen Gebilde nichts anderes als eine regelvollere Art der Mitteilung erblickten. Aber gerade damit wäre, worauf es ankommt, übersehen: „gebundene Rede“ gab es immer; sie wurde vorzüglich von solchen am lautesten und bei unpassender Gelegenheit geübt, die ihre Unfruchtbarkeit zu verhehlen gedachten, wenn sie, mitschmausend am Tische der Großen, die abgelernte Weise etwas eindringlich zur Schau trügen. Ihr Geist — nicht einmal ahnend die furchtbaren Spannungen, die sich in rhythmischer Raserei entladen — ließ sich schaukeln von der durch drei oder vier Schaffende „gebildeten Sprache“. Einschläfernd glatte Wortfolgen und großprahlerische Redensarten (Liebe, Welt Schmerz etc.) verbargen dem Parvenügeschmack der Massen durch fast zwei Menschenalter, daß nicht Seele in ihnen wob, sondern temperamentvolle Wohlhäßigkeit.\*\* Und wenn die Dichtung als Ausfluß bannender Ekstasen tief in Verfall geriet, so trug mehr denn Widersacherei daran Schuld der frevelhafte Ehrgeiz dürftiger Reimköße.

Seit der Protestantismus geschäftig ist, das Leben seiner Geheimnisse zu entkleiden und die Welt „aufzuklären“, sind Künstler und Philosophen suchende Fremdlinge geworden. Gefnechtet unter eine „falsche Auffassung der Wirklichkeit“ (George), verwirrt vor den immer drohenderen Zurüstungen der sogenannten Wissenschaft, weinen sie gleich verstoßenen Kindern über dem planlosen Schwanken ihres noch blumenhaften Seins oder zerren entartet an seiner Wurzel.

Selbst unsere „Klassiker“ hatten zu den weitesten Würfeln ihrer unbewachteren Momente nicht den Mut. Ihre großen und gewichtigen Worte finden sich oft an verkehrten Orten und befremden zuweilen wie in bürgerlich saubere Wohnräume verstreute Kostbarkeiten. Goethes zweiter Faust ist voll von offenbarem Wissen und zielt als Ganzes auf triste Nützlichkeitslehren ab. Wohl dämmerte mißdeutetes Urgedächtnis in den Traumerhellungen jener Nachtwandler und Abenteurer, welche man die

\* Wer sich für Probleme, welche wir in diesem Aufsatz nur streifen konnten, näher interessiert, den verweisen wir auf unser soeben bei Georg Bondi (Berlin) erschienenenes Buch über Stefan George.

\*\* Es versteht sich von selbst, daß gewisse größere Namen nicht mitgemeint sind. An dem Gesamtaussehen der gekennzeichneten Epoche vermochten sie nichts zu ändern.

Romantiker nennt. Aber seine Zeit war um, sein Ausklang glich einem Sieberfallen. Was noch von geheimen Feuern sog im Herzen der Dome — es erfror und erblich vor der schneidenden Helle des ewigen Arbeitstages, den eine leerere Menschenart siegend als „Fortschritt“ pries. Und als ob die gleiche Kraft, die einst dämonisch begeistert Wunder that, nun selbst in Verneinung umgeschlagen wäre, so sehen wir ringende Schar an ihrer Gottlosigkeit sich promethidisch berauschen. Aus der atomfältigen Zerrissenheit der Dinge durch zielvolle Willkür eine neue Einheit zu erzwingen, war der verwegene Gedanke, der die naturalistischen Führer aus den verschoffenen Gemächern epigonaler Kunsttradition hinaustrieb in das Gewühl der großen Straßen, ja selbst in die Museumskammern der Gelehrsamkeit. Wer fühlt nicht die vergebliche Tapferkeit dieser Männer, wenn sie zwischen dem Keuchen der Dampfpfeifen und Räder mit unerbittlich gefurchten Stirnen an einem Bilde meißelten! Es ward kein Bild, sondern nur die Sehnsucht darnach hören wir aus ihren Werten in tausendfachen Qualen stöhnen. Niemals weicht in ihren Zügen dieser gramvolle Ernst dem Wetterleuchten der Verzückung.

Wir halten ein, um naheliegendem Mißverständnis zu wehren. Auf den Niedergang jener Schule folgte die noch weit üblere Vorliebe für geblähte Schwächlichkeit. Eleganter Idealismus blasierter Söhne führt das Wort. Blutlose Intellekte haben sich der sogenannten Ästhetik und einer dünnen „Psychologie“ bemächtigt. Hinter umgehängter „Geistigkeit“ verbirgt sich Siechtum der Instinkte. Aus diesem Lager vernehmen wir vom zierenden Sinn der Künste, von der „Distanz zum Leben“ (Nietzsche meinte anderes damit), von der beglückenden Geometrie der Gefühle und was dergleichen mehr ist. Man glaubt Schönheit zu sehen, wo sich verbogene Körper zu dekorativen Papageien puzen. Auf so windigen Schleichwegen erlügt sich der Bluts- und Rassenverfall seinen Glitter des Rechts. Geschah ähnliches in den Tagen des sich zersetzenden Griechentums, oder was meinte sonst der priesterliche Plato mit dem Wort der Verachtung: „Thyrsträger sind viele, doch echte Begeisterte nur wenig“.

Und doch haben sich in der Tiefe sonderbare Wandlungen vollzogen. An welche Thore hörten wir die rasenden Schwerthiebe Nietzsche-Zarathustras hämmern? Und blicken nicht aus phosphornen Augen die unmenschlichen Elemente in den mythischen Bildern Böcklins?

Während die Verwesung um sich greift und Aasgeier in den Lüften rauschen, hob wie unter dem Alpdruck finsterner Träume uralte Erinnerung ihr schweres Augenlid. — Aufruhr der Seelen — verbotener als die mageren Irrtümer des Atheismus — reißt fremdes Wissen: daß Leben ein Dienst der Götter, eine Feier der Gläubigen — daß Kunst sinnfällige Zeichensprache religiöser Erhebungen sei. Und wir sehen hie und da ein Wort im Sein erglühen und staunen über die Schemenhaftigkeit des Denkens.

Erst spätere Zeit wird als wahrhaft denkwürdig erfassen, daß zu Ende des Jahrhunderts der Arbeit in Deutschland eine Dichtergestalt hervortreten konnte, an der das machinale Menschentum wie nicht vorhanden

abglitt — eine Dichtergestalt, welche wie aus den frühen Tagen der Renaissance heraus, umschattet vom farbigen Rauch noch triumphierender Kirchlichkeit, verweltlichter Sprache das Pathos der Liturgie abzwingt. Man weiß nicht, soll man sich mehr über dies starke Orchester wundern, das immer noch schläft hinter dem blechernen Lärm bloß mitteilender Rede, oder mehr über die mystische Erweckungskraft herrischen Bildner-tums, das einem im Zeitungsweisen zum Jargon verderbten Idiom von neuem den „Ton der Tempel“ einhaucht? Nachdem geschlechterlang der Vers zum grell bemalten Gefäß banaler Gedanken erniedrigt war, steht einer auf, der unter kältester Verachtung des Sinnes kultliche Sprach-erlebnisse für Dichtung auszugeben wagt. Und nicht, wie etwa in Hölderlin, sind es die überschwänglichen Augenblicke einer im Weltweben leicht mitzitternden Seele — sondern bei fast phantasieloser Trieb-strengung des Erlebens scheint der Dichter völlig der unzerteilbaren Sphäre einer erhabeneren Notwendigkeit anzugehören. Man kann sie beschreiben — nicht verstehen.

Sie ist breit genug, um aus fast anderthalb Jahrtausenden europäischer Kultur Stoffe zu ziehen. Sie ruft Bilder im Zwiellicht eines zwischen Auf- und Niedergang rätselnden Heidentums — sie weiß um die inwendigen Lüfte mönchisch sich fasteiender Entfagung — sie entflammt sich zum dolchzückenden Haß kalt-rächenden Dogenhochmuts und sie wittert um die galanten Feste des achtzehnten Jahrhunderts. Wenn auch ein historischer Fortgang des Künstlers aus mehr antiker zu mehr katholischer Sinnlichkeit unverkennbar ist — es bleibt doch eine hieratische Festlichkeit: dort im Bluttausch erglühend, hier zur Inbrunst anbetend-segnender Entrücktheit erhoben. Aber sie scheint von alle diesem die trauernde Hoheit zu sein oder das seherische Auge, dem jedes Einzelne, wenn es schon im Purpur aller Lüfte brennt, nur Sinnenkleid eines wandelnd Ewigen ist. Ob uns Leidenschaften umbrausen oder wehvolles Gedenken verklingt: es ist, damit an ihm — ein fremder Flor — jenes wechsellose Licht erblühe.

Dies eine Unfaßliche will Rede werden in der Seele des Dichters. Es biegt und glüht und schweiß die Worte — es zertaut mit heißem Anhauch die sprödesten Wendungen — es bringt in Lauten zum Ertönen, was sie jenseits ihrer Begreiflichkeit an wunderwirkendem Wahnsinn bargen. Aber es ist nicht der elementare, der aus Strömen, Wäldern, Meeren in ihnen raunt (und den große Epiker hie und da erhörchten) — es ist der ekklesiastische, wie er in uralter Zeit mit mantischen Sprüchen schaltete; wie er später katholisch geworden, in den Litaneien klagt und liebt, in den Exorzismen haßt und erobert. Und wenn wir sehen, wie der eiserne Pflug im steinigen Boden profanisierter Sprache für so stolze Saat die dunkel wühlende Furche reißt, dann ahnen wir Kräfte, die Welten zer-stören würden, wenn nicht ein gütiger Stern sie bannen hieß. — Nicht hier ist es uns möglich, in solche Rätzel tiefer einzudringen. Wir müssen es an Hinweisen genügen lassen. — Eine flüchtige Umschau, die sich dem einzelnen zuwendet, möge die Gedanken sinnlicher beleben.

Die frühesten Bücher Georges, „Hymnen, Pilgerfahrten, Algabal“ glühen im Zauberringe orgiastischer Erotik: die „Hymnen“ mit dem Tau der Jugend benezt, die „Pilgerfahrten“ schon tropischer von wollüstiger Melancholie durchrauscht, „Algabal“ im brennenden Mittelpunkt visionärer Betäubungen. „Entgegen eil' ich einem heißen Rade“, könnte die „Hymnen“ als Geleitwort zieren. Denn selten erst brechen exotische Farben aus bläulichem Duft, der jede Nähe zart umhaucht.

Die Kohle glüht, mit dem erkornen Rauche  
Beträufle sie! Der Guß verfliegt und zischt.  
Daß er uns in die dichten Wolken tauche,  
Wo frommer Wunsch mit süßer Bier sich mischt.

Wieviel rufender und schmelzender ist der Ton in solchen Strophen der „Pilgerfahrten“:

Ich darf so lange nicht am Thore lehnen,  
Zum Garten durch das Gitter schaun,  
Ich höre einer Flöte fernes Sehnen,  
Im schwarzen Lorbeer lacht ein Saun.

Und nun füllen sich die Formen mehr und mehr, gleichwie mit dunkelglühendem Wein:

Getroffen von berausenden Gerüchten,  
Erblick ich in dem blauen Wiesenthal  
Die Reiher weiß und rosafarben flüchten  
Zum nahen See, der schläft und glänzt wie Stahl.

Da schritt sie wie im Ebenmaß der Klänge,  
Ihr hochgestreckter Finger hielt und hob  
Der bergenden Gewänder Seidenstränge,  
Die sie bei Nacht aus Weidenlocken wob.

Und dazwischen feuchte Stöße aus finsternen Wäldern des Schicksals, das droht, indem es lockt und verheißt:

Der Wandrer wankt im guten Wege,  
Im Schilf ward ein Raunen rege,  
Den langen Schattenzug der Rüstern  
Verfolgt er, jeder Heilung bar,  
Sein Auge flackert irr im Düstern,  
Die Winde wirren ihm das Haar.

Im „Algabal“ aber erfüllt sich, was dort noch wünscht und sehnt. Aus roten Dünsten schwanken verruchte Bilder heidnischer Pracht.

Nur nicht des einen scharfen Blick zu blenden  
Vermag die stechend grelle Weltenkrone,  
Und dreimal tausend schwere Urnen spenden  
Den Geist von Amber, Weihrauch und Zitrone.

Wir kennen kein Buch aus der neueren Geistesgeschichte, in dem wie hier so marmorpröde Kälte der zeitlose Augenblick so fesselloser Wildheit wäre. In Georges „Algabal“ lebt etwas aus jener Zeit, da das Heidentum schon im Kampf mit fremdartigen Schauern die unergründliche Isis beschwor und im Urboden seiner Herkunft Vulkane einer anderen Weltwende pochen hörte. Aber wie damals aufgärende Göttlichkeit fast plög-

lich zerbrach vor dem Marterholze der Christen, so senkt sich auch in Georges Dichtung die gebäumte Woge und bläht unter frostig hereinwehender Helle.

In den Büchern „der Hirten- und Preisgedichte, der Sagen und Sänge und der hängenden Gärten“ dieselbe Abfolge, wenn auch aus einer anderen Altersstufe und Lebendigkeit heraus — wie denn überhaupt jedes Georgesche Werk nach dem Prinzip der Dreiteilung aufgebaut ist. Man könnte die „Preisgedichte“ den „Hymnen“, die Sänge den „Pilgerfahrten“ und die „hängenden Gärten“ dem „Algobal“ an die Seite stellen. Aber während in jenen Büchern ein dionysisch aufgewühltes Leben sich mit dem Blattgold farger Verse schmückt, so ist nun die gestaltende Lebensbetrachtung der das Leben selber führende Antrieb geworden. Mit diesem Werk erst vollzieht sich unter Verzicht auf andere Arten der Verwirklichung Georges Wende zur Kunst und Meisterschaft. — Seine Sprache ist voller, plastischer, „apollinischer“ geworden und tritt in manchen Punkten die Erbschaft des Goetheschen Hellenismus an; aber sie hat das Stoßende, kristallisch Funkelnde des ersten Zeitraums verloren. Mit dieser Entscheidung versinkt langsam, hinter durchsichtigem Rauch zu farblosen Luftgebilden verzitternd, der Traum heliogabalischen Cäsarentums.

Wo am letzten Rastort Reiter  
Und geschmückter Züge Leiter  
Spähen nach erreichten Sinnen:  
Stillen Wanderer ihr Dürsten,  
Bieten Wasserträgerinnen  
Ihm den Krug und grüßen heiter.  
Niemand kennt den frühern Fürsten.  
Lachend dankt er; kein Erbittern  
Ist in ihm, doch flieht er weiter  
Scheu, weil seine Hoheit bricht.  
Jede Nähe macht ihn zittern  
Und er fürchtet fast das Licht.

Und damit fällt der Vorhang vor einer Welt, die schon mit Morgenträumen kämpfte und wieder hinunterstürzte in bewußtlosen Schlaf, ehe sie noch voll erstand.

Das „Jahr der Seele“ ist das unmittelbarste Buch Georges. In der leeren Frist bildverlassener Einsamkeit taucht seine Seele tastend in sich selbst zurück. Jahrtausende sind hinabgerauscht und nur ein Gräberfeld blieb. Das Vergangene ist tot und unwiederbringlich. Doch unter dem Riesengrabe der Vorzeit erhebt noch immer die lebendige Erde. Ihre Stürme rufen in den Föhrenwipfeln und ihre Veilchenwolken locken. Was rufen sie uns, die wir der Wiege entwachsen und heimatlose Fremdlinge wurden? Wo führt zwischen Särgen zum Leben der vergessene Pfad? Furchtbares Weh faßt die entwurzelte Seele, marternde Sehnsucht zerreißt sie und aus der Winteröde ihrer Trauer suchen Klänge verlorener Heimat auf:

Die Stürme stieben über brache Flächen  
Und machen heller Ahnung voll die Kunde.  
Da wollen sich erstidte Fluren rächen,  
Da zittert Seufzen aus dem Bergeschlunde.

Und zuletzt nach verzweifeltm Händeringen ein Sichbescheiden und Abschied-  
winken, während das Boot schon vom Ufer stößt und uns ratlos läßt, an  
welcher Küste es nun noch landen will.

Willst du noch länger auf den fahlen Böden  
Nach frühern vollen Farben spähn,  
Auf Früchte warten in den fahlen Öden  
Und Ähren von verdrängten Sommern mäh'n?

Völlig hat sich die Bühne verändert im jüngsten Werk Georges:  
„Der Teppich des Lebens und die Lieder von Traum und Tod  
mit einem Vorspiel“. Nicht nur daß der Schimmer der Jugendlichkeit  
dem herberen Zug der vollen Reife wich — tiefere, von der Person des  
Dichters unabhängige Brüche haben sich inzwischen ereignet. Wir stehen  
auf christlichem Boden und unter dem leuchtenderen, aber wärmeloseren  
Farbenhimmel einer transcendenteren Kirchlichkeit. Nicht mehr erdhafte  
Instinkte wölben sich zu sinnlichen Symbolen, sondern der Geist beherrscht,  
was ohne ihn der wahren Weihe ermangeln müßte. Aus „höheren“  
Sphären rinnt ein neues Licht — das „verklärende“ des Logos — um  
Gestalten und Gegenden, und die Wesen unter den härteren Willen eines  
überfinnlichen Prinzips gebeugt, scheinen von innerlicheren und brennenderen  
Trieben verzehrt zu werden. Zugleich ist die bildnerische Kraft des Dichters  
beherrschter, bewußter und mächtiger, als in allen vorausgegangenen  
Werken, ja sie treibt oft ein fast gewaltfames Spiel — aber sie geht  
auch aus äußersten Wagnissen siegreich hervor. Der Kampf der Klarheit  
hat über den Kampf der Dünste gesiegt.

Du giebst den Kampf, sie schwebt zum ewigen Thore  
Erhoffter Strahlen jauchzendem Gemisch.  
Sie gleitet durch den Saal zum Götterisch.  
Erfüllung leuchtet, Lösung schallt im Chore.

Die unerreichte Flur scheint ihr gewonnen.  
Sie überfliegt die Klüfte mit dem Aar,  
Sie schaltet mit der kleinen Sterne Schar  
Und stürzt entgegen väterlichen Sonnen.

Wenn das „dritte Reich“ — das Reich, das Ibsens Julian begründen  
sollte — nicht metaphysisch unmöglich wäre, so würden wir aus den  
Liedern „von Traum und Tod“ manche für seine vorausgeworfenen Schatten  
nehmen. Denn in die heiligeren Strahlen, die auch noch niederfließen,  
will sich das Flackern und Klingen dithyrambischer Lichter mengen und wir  
wissen nicht mehr, ob hier Nacht oder Tag . . .

Ist von Mond — von Sonne dieser Glanz?  
Auf verstorbene Wege von Byzanz  
Bricht er schauernd, flammt er grell,  
hain und Halle macht er hell.

Mit dem gewaltigen Liede von „Traum und Tod“, dem heftigsten, das  
George schuf — ist diese Phase jäh am Schluß. Wir glauben einen Schrei  
zu hören, der brechend um alle Tempelwände klrirt.

Und wenn wir abermals umsonst erraten, in welche Thale solcher Katarakt den Schaffenden entführen wird, so ist gerade das des tiefen Lebens Bürgschaft, welches nie „begriffen“ wird, weil es, immer fließend, immer sich erneut.

München

Dr. Ludwig Klages

## Aus Liebe

„Fahr zu, Johann! Fahr zu!!“

„Es geht nicht schneller, Herr, es geht nicht — oder die Füchse brennen mir durch!“

„Dann laß sie durchbrennen, aber pariere sie gefälligst vor Buchhof!“

Johann schüttelt den weißen Kopf, er murmelt etwas von „Genick brechen“ und „selber fahren“ — alter Knabe, ich will heute nicht mit dir rechten, du weißt nicht, was du redest. Du würdest bei all deiner Anhänglichkeit vom Wagen springen, wenn ich heut die Leinen nähme — — und das Genick will ich auch nicht brechen, heut nicht, ich bin ja so glücklich, so unmeniglich glücklich! Wenn's nur nicht noch so weit bis Buchhof wäre! So 'ne halbe Stunde kann einem ja zur Ewigkeit werden. — —

Und so jagen wir mit Sturmeseile durch den nebligen Herbstmorgen — dem Glück entgegen. Dem Glück — wie mir die Gedanken fließen! Wie ist denn das alles nur gekommen? — — — Ja — so — —

Gestern war's. Aus dem fernen Walde meines Gutsnachbars her hörte ich den Brunntschrei der Hirsche, und wer einen Tropfen Jägerblut in den Adern hat, der weiß, wie das die Nerven in Aufregung bringt. Freund Richter hatte mich kürzlich wieder eingeladen, ein paar Hirsche bei ihm abzuschießen. Ich lasse also anspannen und fahre nach Buchhof. Als ich hier das Zimmer des alten lieben Freundes betrete, bietet sich mir ein Anblick, daß ich Thränen lachen muß. Der alte gichtgeplagte Herr hat seine Beine mit zwei grellroten Schlafdecken und seinen Rücken mit einem Dedbett umschürzt. Er hatte mir trotzdem jedenfalls entgegen gehen wollen und kriecht jetzt hilflos auf allen Vieren wie eine Schildkröte auf dem Fußboden.

„Verzeih, mein lieber Junge, daß dich niemand empfängt! Stubenmädchen und Diener sind auf dem Erntefest, und mich plagt wieder das verfluchte Reifen. Aber das Mäd'el — Marie! Marie!!“

Marie? Ein Schreck fährt mir durch die Glieder, doch thue ich, als habe ich nichts gehört, und beuge mich nieder, um die Fesseln meines Freundes zu lösen.

„So, alter Franz, mach dir's erst mal wieder bequem auf dem Sofa! Um dich mit deiner Bandage hinaufzuheben, bist du mir denn doch zu schwer! Ich wollt eigentlich mit dir auf Anstand, die Hirsche haben mich herausgelockt.“

„Ich komm natürlich mit!“

„Na na — mit Binden und Bandagen? Dein Jäger könnt ja mit.“

„Der kommt auch erst sehr spät heim. Nein, nein, ich kann ganz gut gehen —“

Er versucht, sich aufzurichten, aber die Beine versagen den Dienst. Thränen des Unmutes über seine Schwäche treten ihm in die Augen. „Mensch, und ich weiß, wo der Sechzehnder jetzt seinen Wechsel hat!“

„Dann geh ich allein, wenn du es gestattest.“

„Gern! Aber es wär zwecklos, du findest den Stand nicht. Marie war gestern noch da und hat auch den Hirsch auf fünfzig Schritt vor sich gesehen.“

„Marie?“

„Ja, die ist endlich wieder heimgekehrt und will jetzt die Einsamkeit hier mit mir teilen.“